



David Geringas im Sommer 1970 beim Sieg im Tschaikowsky-Wettbewerb in Moskau – wenig später wurde er in die Weltpolitik verstrickt.

Foto Privatarchiv David Geringas

Wie Rostropowitsch Solschenizyn half

Erinnerungen an eine verschworene Gemeinschaft im Moskauer Herbst 1970

Von David Geringas

David Geringas, einer der bedeutendsten Cellisten der Gegenwart, hat Jan Brachmann, Redakteur im Feuilleton dieser Zeitung, seine Lebensgeschichte erzählt. Wir bringen einen Auszug daraus als Vorabdruck. F.A.Z.

◆ ◆ ◆

Am 30. Oktober kam ich aus Deutschland zurück nach Moskau. Tanjas Schwester holte mich vom Flughafen ab und sagte mir: „Mach dir keine Sorgen. Tanja geht es gut.“ Ich war erschrocken: „Wieso?“ – „Sie ist im Krankenhaus.“ Ich war sofort in Sorge. Kurz vor ihrem Diplom hatte Tanja sich den Finger verletzt und ihre Prüfung nicht spielen können. Es war ihr erlaubt worden, alles um ein Jahr zu verschieben. Doch nun war sie schwanger. Und sie setzte alles daran, das Examen noch vor der Geburt zu absolvieren. Doch im Oktober, während ich in Deutschland war, traten Komplikationen mit dem Baby ein. Vermutlich hatte Tanja sich übernommen. Jetzt bestand die Gefahr, dass sie das Baby verlieren würde. Aufgewühlt von der Reise und in Sorge um Tanja ging ich am Abend zu Rostropowitsch. Ich wusste, dass er schon am nächsten Tag wieder verreisen würde, nach Deutschland. Wir hätten sonst Wochen lang keine Zeit mehr gehabt, uns zu sehen. Als ich in seine Wohnung kam, empfing er mich hastig und sagte: „Du musst ein bisschen warten.“ Er verschwand wieder in einem der Zimmer, ich wartete. Worum es ging, wusste ich nicht. Mit einem Mal öffnete sich die Tür des Kabinetts, und ein hochgewachsener rothaariger Mann mit Bart trat heraus. Er verabschiedete sich von Rostropowitsch und ging. „Weißt du, wer das war?“, fragte mich Rostropowitsch. Ich hatte keine Ahnung. „Das war Solschenizyn“, sagte mein Lehrer. Und er klang in diesem Moment geheimnisvoll wie sonst nie. Nun hatte ich also Solschenizyn gesehen.

Angefangen hatte die Geschichte zwischen Rostropowitsch und Alexander Solschenizyn schon in den Jahren von Nikita Chruschtschow. Ein Jahr bevor ich nach Moskau gekommen war, 1962, hatte Solschenizyn das Tauerwetter-Klima nutzen können, um seine Erzählung „Ein Tag im Leben des Iwan Denisowitsch“ zu veröffentlichen. Alexander Twardowski, der liberale Chefredakteur der Literaturzeitschrift „Neue Welt“, war von dem Text so begeistert gewesen, dass er ihn hatte drucken lassen. Auch Chruschtschow bekam die Erzählung, in der das Leben in Stalins Straflagern schon eine Rolle spielte, im Herbst 1962 zu lesen und schenkte dem Autor seine Sympathie. Solschenizyn durfte weiter veröffentlichten. So wurde sein Name schlagartig in der Sowjetunion bekannt. Nachdem es aber der Troika um

Breschnew 1964 gelungen war, Chruschtschow zu stürzen, wurde Solschenizyn sofort wieder verboten. Damals kam eine Welle von geheimen Veröffentlichungen im Selbstverlag, Samisdat, in Gang. Leute schrieben Romane und Erzählungen ab oder kopierten sie sich, soweit das damals möglich war, oder lasen die Bücher über Nacht, um sie am nächsten Tag weiterzugeben. Es gab eine große Leserschaft für verbotene Literatur.

Rostropowitsch gehörte zu ihr. Er war leidenschaftlich gern und war brennend an diesen Fragen interessiert. Wo und wie er Solschenizyn kennengelernt hat, weiß ich nicht. Aber nachdem im Westen das Manuskript von „Archipel Gulag“ an die Öffentlichkeit gelangt war, für den er dann 1970 den Literatur-Nobelpreis erhalten sollte, wurde die Situation für ihn in der Sowjetunion schlimmer. Man verweigerte ihm das Wohnecht in Moskau. Überall sonst hätte er sich niederlassen dürfen, nur nicht in Moskau. Plötzlich war er wohnungslos. In dieser Lage war Rostropowitsch auf ihn zugegangen: „Schau mal, ich habe da so ein Gartenhaus, da kannst du leben.“ Der Nachbar von diesem Gartenhaus war ein Minister gewesen, der gern mit Rostropowitsch gefreut hatte. Bei einer dieser Feiern hatte Rostropowitsch ihn betrunken gemacht und ihm ein Papier untergeschoben, dass dieser auch unterschrieb. Dieses Papier war nichts anderes als eine Aufenthaltsgenehmigung für Solschenizyn in Rostropowitschs Gartenhaus gewesen. Denn dieser Minister war auch zuständig gewesen für die örtliche Miliz. Als dann die Behörden kamen und den Bewohner des Gartenhauses ausweisen wollten, konnte Rostropowitsch dieses Papier vorweisen: „Schaut mal, hier ist die Unterschrift des Ministers. Also habe ich die offizielle Erlaubnis dafür, diese Person hier als Gärtner zu beschäftigen.“ So war Rostropowitsch zum berühmtesten Gärtner der Welt gekommen.

Am Abend des 30. Oktober, als ich aus Deutschland zurückgekommen war und Tanja im Krankenhaus lag, hatte Solschenizyn aber anderer mit Rostropowitsch zu besprechen. Er hatte sich über den Inhalt des Briefes informieren wollen, den Rostropowitsch vorbereitet hatte, um ihn an die politische Führung des Landes zu adressieren. Darin hatte er sein Bedauern darüber ausgedrückt, dass es so strikte Verbote für die Kunst und die Literatur im Land gäbe, dass man etwa die dreizehnte

Jemand von der Verwaltung sah sie und fragte erstaunt: „Oh, Nina Konstantinowna, Sie müssen so spät noch arbeiten?“ – „Ja, ja, ich muss noch ein bisschen was tun.“ Dann setzte sie zusammen mit Rostropowitsch in der Nacht den Brief auf. Sie tippte, was er ihr sagte oder vielleicht auch mit der Hand vorgeschrieben hatte; sie tippte und achtete ganz sicher nicht auf das, was sie da tippte. Sie hörte und tippte, mit hundertprozentiger Ergebnis. Dann war es getan.

Diesen Brief begutachtete Solschenizyn in den nächsten Tagen, befand ihn für gut und ließ ihn den wichtigsten sowjetischen Zeitungen zukommen: „Pravda“, „Iswestja“, „Komsomolskaja Prawda“. Rostropowitsch fuhr den Tag darauf in den Westen, ich musste zu Konzerten nach Sibirien und ahnte dabei nichts.

Von dieser Geschichte erfuhr Tanja und ich erst fünfunddreißig Jahre später. Rostropowitsch erzählte uns davon bei seinem letzten Konzert in Wien im Juni 2005. Damals spielte er Penderecki und Dvorák mit den Wiener Philharmonikern bei den Wiener Festwochen. Wir waren aus Japan gekommen, hatten den Flug extra über Wien gehen lassen, damit wir ihn sehen konnten. Nach dem Konzert hielt er Tanjas Hand und fragte: „Wie geht es meiner Ninuscha?“ Dann erzählte er uns die ganze Geschichte. Nina aber hatte immer den Mund gehalten, sie hatte es nie erzählt. Vielleicht hatte sie noch andere Geheimnisse vor uns, aber für dieses Geheimnis bin ich ihr sehr dankbar. Das ist Liebe, wirklich große Liebe.

Der Brief wurde damals, im Herbst 1970, natürlich in keiner der sowjetischen Zeitungen gedruckt. Aber irgendwie – ich bin mir sicher: keinesfalls durch Rostropowitsch selbst, eher durch Redakteure oder Leute von Geheimdiensten – war er in den Westen gelangt, wurde dort veröffentlicht und verursachte einen Skandal. Den hatte Rostropowitsch nicht kalkuliert. Er gehörte keineswegs zu den Menschen, die unbedingt den Helden spielen wollten. Eher war er, und das mag naiv gewesen sein, davon überzeugt, dass sein großer Name, sein Status und seine einflussreichen Freunde ihm helfen würden, sein Anliegen im eigenen Land öffentlich zu machen. Er hatte sich getäuscht. Als er nach Hause kam, wurde er mit Schmutz beworfen und durch Verbote kastigert. Er durfte in Moskau nicht mehr auftreten, sein Name in Zeitungen nicht mehr erscheinen. Ihm ging es schlecht, richtig schlecht. Und manches Mal hat er sich wohl auch vor Kummer betrunken. Wie schlecht es ihm wirklich ging, wussten wir selbst damals nicht. Er musste unterscheiden lernen, was wahr und was falsche Freunde waren. Viele wandten sich von ihm ab. Die Angst breitete sich aus, ihn überhaupt zu treffen. Er war zu einem Unbehörbaren geworden. Als wir zu ihm ins Konservatorium gingen, machte eine Kommilitonin große Augen: „Was?! Ihr geht zu Rostropowitsch?! Wisst ihr nicht, wie gefährlich das ist?“ Wir gingen. Für uns war es gar keine Frage, dass wir zu unserem Lehrer hielten.

David Geringas' Buch „Sag das niemandem. Lebenserinnerungen eines Cellisten. Aufgeschrieben von Jan Brachmann“ (Wolke Verlag, Hofheim, 376 S., geb., 34,- €) erscheint am 15. August.

Schwarz als Materie des Lichts

In seinen späten Gemälden bleibt ein Geheimnis zurück: Rodez zeigt Werke Pierre Soulages' aus den letzten zwölf Jahren. Von Bettina Wohlfarth, *Rodez*

Sein letztes „Outrenoir“-Werk malte Pierre Soulages am 15. Mai 2022. Wie alle Gemälde des französischen Künstlers trägt es das Datum und seine Maße im Titel – mit 102 auf 130 Zentimetern gehört es im Spätwerk zu den kleineren Gemälden. „Jenseits-von-Schwarz“ nannte der französische Künstler seit 1979 seine malerische Recherche mit dieser besonderen Farbe, die ihn bis zu seinem Tod im vergangenen Oktober nicht losließ. In ihrer Materialität fand er die Möglichkeit, durch die Reflexion des Lichts neue Farbwirkungen entstehen zu lassen. Je nach Beleuchtung und der Position des Betrachters verändert sich die Seherfahrung seiner Gemälde. In den letzten zwanzig Jahren malte er nicht mehr mit Ölfarbe, sondern mit einer dickflüssigen, pastenartigen Acrylfarbe. Sie ermöglichte es ihm, seine abstrakten Leinwände wie Basreliefs zu bearbeiten, etwa mit Bürsten für Rillenstrukturen oder mit Spachteln zum Kerben und Spateln zum Furchen.

Im Gemälde vom 15. Mai 2022 bewegt sich ein Schwarm von rechteckigen Einkerbungen über die oberen zwei Drittel des Gemäldes. Dort, wo die Vertiefungen mit einem Spachtel eingezogen wurden, bildet die Farbe ein glänzendes Relief, an dem sich das Licht brechen kann. Ansonsten bleibt das Schwarz samtg matt. Die Einkerbungen sehen sich in rhythmischen Abständen über die Leinwand: weniger dicht im oberen Teil des Bildes, darunter zunehmend gedrängt. Plötzlich hören sie auf, der untere Teil des Gemäldes bleibt mattschwarz. So bildet sich die Linie eines Horizonts, die etwas beendet, aber auch etwas anderes beginnen lässt. In der Art, wie Pierre Soulages die Farbe Schwarz auf der Leinwand einsetzte, malte er vor allem mit dem Licht: Das war es, was sein Outrenoir bezeichnen wollte. Er starb fünf Monate nach diesem bewusst letzten Gemälde, mit 102 Jahren. Draußen vor seinem Atelierhaus in Sète, von dem aus der Blick aufs Mittelmeer ging, immer auch auf einen Horizont, stand eine Feuerstelle, in der die Leinwände verschwanden, mit denen der französische Maler nicht einverstanden war.

„Peinture 102 x 130 cm, 15 mai 2022“ wird in der Schau gezeigt, die das Musée Soulages in Rodez nun als Hommage für seinen dort geborenen Künstler zusätzlich zur Dauerausstellung ausrichtet. „Les derniers Soulages“ konzentriert sich mit mehr als vierzig, darunter einigen grundlegenden Werken auf die letzte Schaffensphase von 2010 bis 2022 und knüpft an die Retrospektive von 2009 im Centre Pompidou an. Insgesamt sind in diesen späten Lebensjahren dreihundert Werke entstanden. Jenes letzte Gemälde war in der Sammlung des Künstlers und seiner Frau verblieben. Colette Soulages, die auch mit 102 Jahren noch über das Werk ihres Mannes wacht, hat es zum Anlass der Ausstellung mit sechs weiteren Werken dem Museum als Schenkung überreignet.

Oft denkt man bei Soulages' Gemälden an Meer, Fischschwärme, Horizonte oder die Untiefe des Himmels: „Im Grunde sind meine Gemälde Landschaften“, soll er gesagt haben. Sie sind auch ein Geheimnis aus schwarzem Licht. Das lebenslange Kreisen um ein Thema, eine unabdingte Ausdrucksform oder ein bestimmtes Material ist wohl allen großen Künstlern gemein. Der einzige, dem der Maler des Outrenoir nahegestellt werden wollte, war Mark Rothko. Beiden gelang es, in ihrer radikalen Abstraktion ein mentales Feld zu öffnen, dabei auch eine spirituelle Seherfahrung hervorzuheben.

Les derniers Soulages 2010-2022. Im Musée Soulages, Rodez; bis zum 7. Januar 2024. Kein Katalog.



An ihren Werkzeugen sollt ihr sie erkennen: das Atelier von Pierre Soulages, dem das reflektierende Relief seiner Bilder alles bedeutete, in der Rue Saint Victor in Paris, 1988

Foto Archives Soulages/VG Bild-Kunst, Bonn 2023

helga johannsen-horbach

○ waltesch

* 22.04.1943 Bingen a. Rh. † 04.08.2023 Freiburg i. Brsg.

In Trauer, Dankbarkeit und Liebe Dein Ehemann und Deine Angehörigen